

Demokratien über mediale Regeln bestimmt wird, wo ist dann die demokratische Legitimation der Massenmedien für diese Themensetzungsfunktion zu finden?“ Die damit implizierten normativen Überlegungen möchte er kritisch hinterfragen und ein „neues Modell zur Erklärung von Modernisierungs- und Demokratisierungsprozessen“ entwickeln.

Angesichts des Umfangs des zu bearbeitenden Forschungsfeldes wundert es wenig, dass Rhomberg sein Ziel nicht erreicht, das „neue Modell“ habe ich höchstens angedeutet (Kapitel 4), aber nicht sinnvoll ausformuliert gefunden. Das Werk changiert auch stark zwischen normativen und empirischen Perspektiven, die nicht schlüssig miteinander in Einklang gebracht werden. So folgt das erste Kapitel weitgehend klassischen Theoriekonzepten der Politikwissenschaft zu Funktionen von Politik und Demokratie, Luhmann und Habermas geben sich hier die Ehre. Akzentuierungen erfährt das Kapitel durch die Aufarbeitung des Ansatzes von Hannes Wimmer, dem Doktorvater des Verfassers. Dieser wird vor allem dann häufig angeführt, wenn es Erkenntnisse „der“ Kommunikationswissenschaft (!) zu berichten gilt. Für Einzelbelege findet Rhomberg durchaus kommunikationswissenschaftliche Quellen, „die“ Kommunikationswissenschaft wird aus den Augen eines Politikwissenschaftlers gesehen. Diesen kann allerdings das erste Kapitel auch nicht wirklich zufriedenstellen. Zu viele Aspekte werden angerissen, aber nicht ausgeführt. Immer wieder finden sich „Thesen“, die nicht zu einem sinnvollen Ganzen zusammengeführt werden, sondern den „Patchwork-Charakter“ eher noch verstärken. Das relativ kurze zweite Kapitel zur Politischen Kommunikation befasst sich im Wesentlichen mit einem durchaus strittigen Phasenmodell von Blumler & Kavanagh (1999), dessen Bedeutung für die weitere Argumentation nicht deutlich wird.

Auch das dritte Kapitel, in dem sich der Verfasser der Kommunikationswissenschaft zuwendet, beginnt mit dem allseits bekannten Phasenmodell der Wirkungsforschung, das wohl eher einen Mythos als eine valide Situationseinschätzung darstellt (vgl. Brosius & Esser, 1998). Darauf folgen relativ allgemeine Ausführungen über das Agenda-Setting-Konzept. Verwunderlich ist hier, dass keine aktuellen Publikationen Berücksichtigung finden, bemerkenswert, dass das Unterkapitel „Fort-

schritte der Agenda-Setting-Forschung“ mit gerade mal vier Seiten auskommt, die neueste Literaturquelle ist von 1998. Eine tatsächliche Auseinandersetzung mit der neueren Literatur kann man nicht feststellen, die Schlussfolgerungen sind auf einer halben Seite im Wesentlichen, dass Massenmedien die Themen für die Öffentlichkeit strukturieren.

Dann endlich, nach 134 Seiten von allgemeinen, wenig strukturierten Passagen kommt Rhomberg zur angekündigten Synthese politischer und kommunikationswissenschaftlicher Ansätze. Aber auch hier erfährt der Leser wenig Neues. Über weite Strecken wird auf Rössler (1997) Bezug genommen. Eine Integration findet nicht statt, Wiederholungen und Variationen der Begrifflichkeiten beherrschen das Bild. Vereinzelt finden sich dann Gedanken, die man aufgreifen könnte, aber da muss man schon gehörig genau hinschauen. Es verwundert dann nicht, dass im abschließenden dreiseitigen Kapitel „Diskussion“ nicht wirklich Neues geboten wird. Der Titel des Buches weckt Erwartungen, welche der Autor letztlich nicht erfüllen kann.

Hans-Bernd Brosius

Literatur:

- Blumler, Jay G. & Kavanagh, Dennis (1999). The Third Age of Political Communication: Influences and Features. *Political Communication*, 16, 209-230.
- Brosius, Hans-Bernd & Esser, Frank (1998). Mythen in der Wirkungsforschung: Auf der Suche nach dem Stimulus-Response-Modell. *Publizistik*, 43, 341-361.
- Rössler, Patrick (1997). *Agenda-Setting. Theoretische Annahmen und empirische Evidenzen einer Medienwirkungshypothese*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Claudia Riesmeyer

Wie unabhängig ist Journalismus?

Zur Konkretisierung der Determinationsthese
Konstanz: UVK, 2007. – 209 S.
ISBN 978-3-86764-007-7

Die Determinationsthese, die PR-Arbeit einen starken und als illegitim eingestuften Einfluss auf die Sektionsprozesse des Journalismus und folglich der Medieninhalte unterstellt (Donsbach 1997), gehört heute zum Grundbestand der Kommunikationswissenschaft. Ihre doku-

mentierte Vorgeschichte reicht über den Deutschen Soziologentag 1930, dessen erster Tag dem Thema „Presse und öffentliche Meinung“ gewidmet war und zu dessen Referenten kein Geringerer als Ferdinand Tönnies zählte, zurück bis zu Heinrich Wuttkes Buch über die „Deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Immer wurde der Einfluss dessen, was wir heute als PR-Arbeit oder Öffentlichkeitsarbeit bezeichnen, beschrieben und beklagt. Die These selbst wird auf Barbara Baerns zurückgeführt, die erstmals 1979 empirische Befunde hierzu publizierte, denen zufolge knapp die Hälfte der von ihr untersuchten Medienbeiträge auf PR-Material beruhte. Aus ihrem Schluss, dass PR-Arbeit damit einen hohen Einfluss auf Themen und Timing der Medien ausübe, wurde erst in der Folgediskussion die „DeterminationsThese“. Der Publikation ihrer Habilitationsschrift Mitte der 1980er Jahre folgten eine Vielzahl empirischer Studien, die zwischenzeitlich in Schantels „Meta-Analyse der PR-Journalismus-Beziehungen“ (2000) mündeten und von Raupp (2005) zusammenfassend dokumentiert wurden.

Warum dieser lange Vorspann? Das Thema des zu besprechenden Bandes, eine Göttinger Dissertation, ist nicht neu. In der Diskussion um die Determinationsthese, von Donsbach/Wenzel (2002) als ein „heuristisches Paradigma“ eingestuft, wurden über die Jahre zwar immer wieder neue Akzente gesetzt. Eine Reihe von Fragen – nicht nur die nach der Einordnung der sehr varianten Befunde – mussten über die Jahre nicht zuletzt deshalb offen bleiben, weil auf der Ebene der theoretischen Modellierung noch immer ein Nachholbedarf besteht. Die Frage etwa, an welcher Stelle und unter welchen Bedingungen Determination beginnt, ist im Kontext der These bislang kaum diskutiert worden. Im wissenschaftlichen Fachdiskurs finden sich neben der normativ ausgerichteten Determinationsthese seit längerem alternative Zugänge wie das Intereffikationsmodell (Bentele/Liebert/Seeling 1997), die sich mit der komplexen Beziehungsstruktur zwischen Journalismus und PR-Arbeit auseinandersetzen. Dass das Thema nach wie vor aktuell ist, zeigen z. B. die Diskussionen im Netzwerk Recherche oder wiederholte Medienbeiträge von Michael Haller und Stephan Russ-Mohl.

Die vorliegende Arbeit von Claudia Riesmeyer verfolgt zwei Ziele: „Erstens soll das Verhältnis von Journalismus und Public Relations durch eine Untersuchung der journalistischen Produktionsroutinen charakterisiert werden. Zweitens soll die Determinationsthese konkretisiert und zugespitzt werden“ (11). Dieses machte eine Bestandsaufnahme des Forschungsstandes erforderlich, mit dem die Verfasserin über Definition und Abgrenzung von Journalismus und PR-Arbeit auch in ihre Arbeit einsteigt. Die theoretische und empirische Bestandsaufnahme erfolgt über weite Passagen deskriptiv. Um den „normativ-funktionalen Kontext“ (25) auszuleuchten, untersucht sie die demokratietheoretische Bedeutung von Journalismus und Public Relations. Im Wesentlichen gestützt auf den Grundgesetz-Artikel 5 und ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts zu staatlicher (!) PR-Arbeit (1977) kommt sie zu dem Schluss, dass „auch Public Relations an der Meinungsbildung der Bürger beteiligt sind und eine demokratiefunktionale Bedeutung haben“; ihr Teilkapitel schließt mit dem Satz: „Public Relations besitzen demnach eine demokratietheoretische Relevanz“ (32f.). Ohne weitere Reflexion wird hier eine Verallgemeinerung vorgenommen, welche der Unterschiedlichkeit der partikularen Interessen z. B. zwischen Unternehmen und öffentlicher Verwaltung keine Rechnung trägt. Dies entlastet die Verfasserin in ihrer weiteren theoretischen Analyse davon, sich neben der Frage nach den systemeigenen Einflussfaktoren journalistischer Nachrichtenselektion (ökonomischer und redaktioneller Kontext) differenzierter mit Einflussinteressen von PR-Arbeit auseinanderzusetzen. Zwar werden unter dem Titel „Public Relations als Einflussgröße“ Weg und Entwicklung der Determinationsforschung auf etwas mehr als 13 Seiten nachgezeichnet und auch die Intereffikationsthese thematisiert (55ff.). An einer modifizierten theoretischen Basis als möglichem Ansatzpunkt der avisierten Konkretisierung bzw. Zuspitzung der Determinationsthese wird damit jedoch nicht gearbeitet. Diese Art der Konkretisierung ist offensichtlich auch nicht Ziel der Verfasserin, denn ihre Darlegung mündet in einer Kritik an bisherigen Untersuchungsdesigns: Der Umgang verschiedener Ressorts eines Mediums mit PR-Materialien und damit ressortbedingte Unterschiede wurden bislang in keiner Studie berücksichtigt (67).

In ihrem empirischen Teil untersucht die Verfasserin auf der Basis von sechs Hypothesen die Lokal- und die Landesredaktion der *Thüringer Allgemeinen* mit Standort Erfurt, wobei sie sich eng an eine Arbeit von Saffarnia (1993) und dessen Kritik an der Determinationsthese anlehnt. Ohne weitere theoretische Problematisierung wird unter Rückgriff auf eine Kritik Schantels (2000) der „Einfluss des Status der Informationsquelle“ als ein weiterer, erstmals zu untersuchender Einflussfaktor eingeführt (74); Arbeiten zur Reputationsforschung, wie sie etwa aus Zürich bekannt sind, hätten diesen Ansatz theoretisch und empirisch stützen können. Um sich mit den beiden ausgewählten Fragestellungen differenziert beschäftigen zu können, setzt Riesmeyer ein dreiteiliges Methodendesign aus teilnehmender Beobachtung (jeweils zwei Wochen in Lokal- bzw. Landesredaktion), Leitfadeninterviews (jeweils Redaktionsleitung und Stellvertretung) sowie Input-Output-Analyse (Vollerhebung: eine Woche Lokalredaktion, Folgeweche Landesredaktion) ein.

Unter der Überschrift „PR-Determination der Berichterstattung“ werden die Befunde auf 64 Seiten in vier Schritten dargestellt. Soweit sie aus teilnehmender Beobachtung stammen, kann die Verfasserin „große Unterschiede in der Arbeitsweise“ attestieren (129) und die unterschiedlichen strukturellen Rahmenbedingungen der beiden untersuchten Ressorts herausarbeiten. Die Zusammenfassung der Leitfadeninterviews zeigt, dass sich etwa alle Befragten im Umgang mit PR-Quellen darin einig zeigten, diese als Grundlage für kleine Publikationen wie Meldungen, für größere Beiträge aber nur als Ausgangsbasis eigener Recherche zu nutzen (139). Die Input-Output-Analyse förderte Abdruckquoten von 24,2 Prozent der Stichprobe in der Lokalredaktion und 22,0 Prozent in der Landesredaktion von Beiträgen mit mindestens einem PR-Text zu Tage (156ff.). Bei der Frage des Zeitpunkts ließ sich nur für die Landesredaktion eine weitgehend tagesaktuelle Nutzung von PR-Quellen nachweisen. Statusorientierung schließlich kam nur bei politischen PR-Quellen zum Tragen (164ff.).

Unter Bezug auf ihre Hypothesen leitet Riesmeyer aus ihrer Untersuchung den Befund ab, dass „die Themen der Landes- und Lokalberichterstattung der Thüringer Allgemeinen nicht durch PR-Leistungen determi-

nier werden“, da weniger als ein Viertel der Gesamtberichterstattung auf eine PR-Quelle zurückgehe; beim Zeitpunkt zeige sich ein uneinheitliches Bild (170). Zur Frage nach einer Statusorientierung stellt sie fest, dass sich Landesjournalisten stärker an politischen Eliten orientierten. Ein Einfluss des Ressorts auf die Publikationshäufigkeit von PR-Texten bestätige sich nicht. Eine generelle Determination der Berichterstattung sei nicht festzustellen (175). Um die Ableitung dieser Befunde besser nachvollziehen zu können, hätte sich der Leser eine teilweise prägnantere Darstellung gewünscht.

In ihrem Schlusskapitel stellt Riesmeyer fest: „Es muss klar sein, welche Funktionen Journalisten ausüben und wie PR-Mitarbeiter agieren, um die Funktionsweise einer möglichen Zusammenarbeit analysieren zu können. Diesem Vorgehen schließt sich die Kommunikationswissenschaft bislang nur bedingt an“ (180). Dies gilt leider auch – u. a. aufgrund des Fehlens einer kritischen Diskussion des normativen Standpunkts – für ihre eigene Studie. Die Ableitung eines Determinationsverdachts auf Basis des proportionalen Verhältnisses PR-induzierter und eigenrecherchierter Beiträge an der Gesamtberichterstattung ist problematisch, denn PR-Texte haben im Redaktionsalltag z. B. Quellen- und Orientierungsfunktion.

Wo etwa ist die Grenze zwischen beiden Beitragsarten zu ziehen? Wie ist diese zu bewerten, wenn Journalisten auf eine mögliche Öffentlichkeitsrelevanz bestimmter Themen erst durch PR-Texte stoßen können, weil es hierfür keine anderen Quellen geben kann? Wie ist die Induktion von PR-Texten zu bewerten, wenn nur diese als autorisierte Quellen über Standpunkte und damit partikuläre Deutungsmuster einer Organisation Auskunft geben können und Anregung zu oder Teil einer Berichterstattung werden? Oder wie sind Induktions- oder Determinationswirkungen verschiedener PR-Textsorten zu bewerten – die Studie führt hier Ankündigung und Berichterstattung an, leider ohne dies zu vertiefen –, denen sich unterschiedliche Determinationsabsichten, aber unterschiedliche Funktionen in der öffentlichen Kommunikation unterstellen lassen? Da es – vermutlich – keine 0-Determination geben kann: An welchen Maßstäben ist Determination zu messen und zu bewerten? Dies könnten nur fünf Ansatzpunkte sein.

Zusammengefasst macht die Studie deutlich, dass empirische Untersuchungen, bei denen

vorgängig auf eine erkenntnisorientierte theoretische Auseinandersetzung mit den eher stereotypen Annahmen der Determinationstheorie verzichten wird, nicht den Anspruch erheben können, zu einer Konkretisierung der Determinationstheorie beizutragen. Die Arbeit zeigt, dass die klassischen Pfade der Determinationstheorie nach mehr als 20 Jahren ausgetreten sind. Auf theoretischer Seite oberflächliche empirische Arbeiten, die – wie die vorliegende – auf schmaler Datenbasis neue Befunde hinzuaddieren, ohne zuvor die Determinationstheorie in ihrer Konstruktion reflektiert zu hinterfragen, differenziertere theoretische Modellierungen vornehmen und diese empirisch überprüfen, helfen in der Diskussion nicht mehr weiter – weder im Fach- noch im Praxisdiskurs.

Peter Szyszka

Literatur:

- Bentele, Günter / Liebert, Tobias / Seeling, Stefan (1997): Von der Determination zur Intereffikation. Ein integriertes Modell zum Verhältnis von Public Relations und Journalismus. In: Bentele, Günter / Haller, Michael (Hrsg.): Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Konstanz: UVK, S. 225-250.
- Donsbach, Wolfgang (1997): Legitimität und Effizienz von PR. In: ders. (Hrsg.): Public Relations in Theorie und Praxis. Grundlagen und Arbeitsweise der Öffentlichkeitsarbeit in verschiedenen Funktionen. München, S. 7-20.
- Donsbach, Wolfgang / Wenzel, Arnold (2002): Aktivität und Passivität von Journalisten gegenüber parlamentarischer Pressearbeit. Inhaltsanalyse von Pressemitteilungen und Presseberichterstattung am Beispiel der Fraktionen des sächsischen Landtags. In: Publizistik, Jg. 47, S. 373-387.
- Raupp, Juliana (2005): Determinationstheorie, in: Günter Bentele / Fröhlich, Romy / Szyszka, Peter (Hrsg.): Handbuch der Public Relations, Wiesbaden, S. 192-208.
- Saffarnia, Pierre A. (1993): Determiniert Öffentlichkeitsarbeit tatsächlich den Journalismus? Empirische Belege und theoretische Überlegungen gegen die PR-Determinationsannahme. In: Publizistik, Jg. 38, S. 412-425.
- Schantel, Alexandra (2000): Determination oder Intereffikation? Eine Metaanalyse der Hypothesen zur PR-Journalismus-Beziehung. In: Publizistik, Jg. 45, S. 70-88.

Jutta Röser (Hrsg.)

MedienAlltag

Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien

Wiesbaden: VS, 2007. – 237 S.

ISBN 978-3-531-15074-1

Die alltägliche Rezeption und Aneignung von Medien hat eine breite Forschungstradition auch im deutschsprachigen Raum, nicht nur in der Kommunikations- und Medienwissenschaft, sondern auch der Mediensoziologie und Medienlinguistik. Insofern stellt sich die Frage, welche Rolle ein weiterer Überblicksband spielen kann, nachdem vielfältige Publikationen hierzu – auch die Arbeit einer DFG-Forschergruppe (Voß et al. 2000) – vorliegen. Die Antwort auf diese Frage gibt weniger der Titel des von Jutta Röser herausgegebenen Sammelbands als vielmehr sein Untertitel, in dem explizit das Konzept der „Domestizierung“ aufgegriffen wird, das das verbindende Band der Beiträge bildet.

Dieses Konzept ist mit der Medienaneignungsforschung der Cultural Studies verbunden, in der insbesondere von David Morley und Roger Silverstone der „Domestizierungsansatz“ entwickelt wurde (Morley / Silverstone 1990). Dieser Ansatz wurde in den letzten Jahren dann durch verschiedene Kolleginnen und Kollegen von einer Analyse häuslicher Aneignungsprozesse des Fernsehens als „Technologie und kulturelle Form“ auf nicht-häusliche Medienaneignung beispielsweise im Bereich der Mobilkommunikation erweitert, was selbst wiederum kritisch kommentierend von Roger Silverstone und David Morley begleitet wurde (Berker et al. 2006, Hartmann 2008).

Diese Forschungstradition wird nun – wie Jutta Röser in ihrem einleitenden Theorieartikel herausstreicht (S. 15) – in dem vorliegenden Sammelband aufgegriffen. Das Buch mit seinen 16 Beiträgen gliedert sich in drei Teile, einem ersten, der sich theoretischen Zugängen widmet, einem zweiten, der sich mit der Domestizierung von Medien in historischer Perspektive befasst, und einem dritten, der gegenwärtige Perspektiven behandelt. Eingebettet darin sind Kurzschnitzungen zu acht „ungebrauchten Medien und Kommunikationstechnologien“.

Im ersten theoretischen Teil wird – nach der bereits erwähnten Hinführung von Jutta Röser – der Domestizierungsansatz weiter the-